Katrin Feldermann (Hg.)

Reflexive Vulnerabilität

Dialoge über eine Ethik des Verwundbarseins

UNRAST

Die Einleitungen

»I am so small. I am so insignificant. But the force that flows trough me is so powerful that i must go forward«
*Hilma af Klint

Mit diesem ›Vorwort zu den Einleitungen‹ möchte ich euch auf eine besondere Reise durch dieses Buch mitnehmen.

Dieses Buch habe ich nicht nur geschrieben, um vielen Gedanken, die mich seit Jahren prägen und umtreiben, eine Form zu verleihen. Es ist zugleich aus vielen für mich wichtigen und tragenden Perspektiven im Dialog mit besonderen Menschen entstanden, die mit mir gemeinsam den Begriff der reflexiven Vulnerabilität prägen werden.

Zentral ist dabei die Überzeugung, dass unsere Gefühle viel zuverlässiger sind, als wir oft denken. Dass sie eine unserer größten Stärken sind, um uns mit allem Lebendigen und vor allem mit uns selbst zu verbinden. Dass die Antwort auf viele unangenehme Fragen sowie gesellschaftliche und professionelle Zumutungen nicht in ihrer Verdrängung, sondern in der Zugewandtheit zu ihnen und in der Verbindung liegt. Und dass unsere Gefühle vielleicht das Wichtigste sind, was wir der voranschreitenden Entfremdung und dem allgegenwärtigen Hass entgegensetzen können.

Um noch einen Schritt weiterzugehen: Manchmal reicht das bloße Fühlen von Gefühlen nicht aus, insbesondere dann nicht, wenn wir uns mit anderen verbinden oder Veränderungen anstoßen wollen. Hier braucht es das Bewusstsein für die eigene Verletzlichkeit als tiefergehende Dimension des Fühlens. Erst sie eröffnet die Möglichkeit, sich in andere Menschen und andere Lebensrealitäten einzufühlen, solidarisch zu handeln und bestehende Machtasymmetrien ins Wanken zu bringen.

Dabei war eine weitere und sehr persönliche Motivation eine Suchbewegung, die sich aus vielen Erfahrungen des ›Nicht-Passens‹ ergeben hat: Ich wollte dem Alleinsein und der Vereinzelung, die viele von uns kennen, etwas

entgegensetzen. Ich habe dieses Buch auch geschrieben, um zu zeigen, dass wir nicht allein sind. Vielleicht möchte ich damit auch andere Menschen dazu ermutigen, sich auf die Suche nach Menschen zu machen, in denen sie sich wiedererkennen. Nach Menschen, die ähnliche Fragen bewegen oder die mit ihren ganz eigenen Perspektiven etwas zu unseren Themen beitragen können. Denn genau in diesen Begegnungen liegt die Möglichkeit zu erleben, dass wir mit unseren Gedanken, Hoffnungen, Widersprüchen und Fragen nicht allein sind.

Erst durch die Begegnung mit anderen Menschen, ihren Büchern, Geschichten und Theorien wurde mir bewusst, dass sich viele unserer Fragen nicht dadurch beantworten, dass wir die *eine* richtige Antwort finden, sondern dadurch, dass wir uns unterschiedlichen Perspektiven zuwenden. Perspektiven, die uns herausfordern, irritieren, inspirieren, berühren oder bestärken. Perspektiven, die uns dabei helfen, uns selbst und die Welt besser zu verstehen. Aus diesem Grund begebe ich mich für dieses Buch auf eine dialogische Reise mit zwölf inspirierenden Menschen, die alle etwas zu dem Thema Vulnerabilität zu sagen haben und die mutig genug waren, meiner Einladung zu folgen.

Im Folgenden werde ich nun mit meiner ersten Einleitung und meiner persönlichen Motivation beginnen. Zuvor möchte ich jedoch darauf hinweisen, dass es kein Zufall ist, dass dieses Buch auf diese Art geschrieben wurde. Die Offenheit seiner Form, die Dialoge, die unterschiedlichen Stimmen und die Freiheit, die diesem Buch eingeschrieben sind, sind Ergebnis einer bewussten Entscheidung.

Denn in der Art und Weise, wie es gestaltet ist, spiegelt sich auch die Art und Weise wider, wie ich geworden bin und wie ich Wissenschaft nicht nur verstehe, sondern lebe. Wissenschaft bedeutet für mich nicht, das letzte Wort zu sprechen. Sie bedeutet, sich auf die Suche zu machen, Fragen offen zu halten, in Beziehung zu treten und sich von den Gedanken anderer Menschen berühren und verändern zu lassen.

Und genau dazu möchte ich auch andere Menschen ermutigen: ihren eigenen Weg zu gehen. Nicht in einer ausschließlich individuellen Form, um sich selbst zu verwirklichen oder sich von anderen abzugrenzen, sondern in Verbundenheit mit anderen Menschen.

Es geht darum, Weggefährt*innen und Mitdenker*innen zu finden, die uns nicht nur begleiten, sondern uns ein Stück weit mitformen. Menschen, die Einfluss darauf nehmen, wie wir denken, wie wir handeln, wie wir füh-

len, wie wir spüren und wie wir Körpern[1]. Menschen, die unsere Sicht auf die Welt erweitern und uns neue Möglichkeiten eröffnen, sie zu verstehen und zu gestalten.

Vielleicht bedeutet dialogisches Denken genau das: Welt als etwas zu begreifen, das niemals abgeschlossen ist. In der nie das letzte Wort gesprochen oder geschrieben wird. Als eine Welt, in der wir uns immer wieder neuen Perspektiven zuwenden können. In der wir nicht einsam sein müssen. Und als eine Welt, in der wir erfahren dürfen, dass wir von den Gedanken, Geschichten, Erfahrungen und der Art des Seins anderer Menschen getragen werden können.

Hier ist meine Einladung an dich, sich auf genau diese Suche einzulassen.

Dabei ist nicht nur die dialogische Form ungewöhnlich. Auch die Art und Weise, wie die Einleitungen entstanden sind, folgt keinem klassischen Stil. Das vorliegende Buch ist in einer Zeit der Transformation entstanden – in einer Lebensphase, in der ich manches noch nicht ganz hinter mir gelassen habe und zugleich noch nicht vollständig zu dem geworden bin, was mein Leben künftig prägen wird. Es ist ein Dazwischen. Ein Übergang.

Vielleicht sind es genau deshalb drei Einleitungen geworden, nicht eine, der die Definitionsmacht inne liegt.

Jede dieser Einleitungen steht für sich. Jede eröffnet einen eigenen Zugang zu den Themen. Jede ist in sich abgeschlossen und kann unabhängig von den anderen gelesen werden. Und doch gehören sie zusammen, weil sie unterschiedliche Facetten derselben Bewegung sichtbar machen: der Bewegung hin zu einer reflexiven Vulnerabilität.

Am Ende jeder Einleitung befindet sich eine Zumutung.
Warum eine Zumutung?

Der Begriff wird im deutschen Sprachgebrauch häufig negativ verwendet. Dabei steckt in ihm etwas, das wir heute vielleicht dringender brauchen

1 Körpern ist ein Begriff, denn Lann Hornscheidt geprägt hat. Lann verwendet Worte bewusst anders und macht aus Adjektiven Substantive um den Impetus des Handelns hervorzuheben. Liebe wird so beispielsweise von einem Zustand zu einer bewussten und gefühlten politischen Entscheidung, Körpern wird durch diese Sicht aus dem allgemein verobjektivierten Zugang zum Körper zu einem wichtigen Protagonisten in unserem Leben und das Körpern beschreibt so, wie wir miteinander agieren, gespürt wie bedacht. Mit Lann schreibe ich ebenso in diesem Buch.

denn je: Mut. Sich etwas zuzumuten bedeutet, sich selbst über das Gewohnte hinauszubegeben und sich dadurch Mut zuzusprechen. Es bedeutet, sich nicht mit dem, was ist, zufriedenzugeben, sondern sich berühren zu lassen, Fragen auszuhalten, Verantwortung zu übernehmen und ins Handeln zu kommen. Die Zumutung ist für mich der Inbegriff der Hoffnung. Dabei ist die Hoffnung nichts passives, das Warten auf bessere Zeiten. Ganz im Gegenteil. Die Hoffnung weiß, dass jedes Handeln zählt und dass es manchmal diesen einen mutigen Schritt ins Ungewisse braucht, um den Weg zu erkennen, der uns weiterführt.

Oder wie es Rebecca Solnit treffend formuliert, indem sie pointiert, dass:

> »Hoffnung nicht wie ein Lotterielos ist, das man, auf dem Sofa sitzend und sich wie ein Glückspilz fühlend, fest an sich drücken kann. Ich sage es, weil die Hoffnung eine Axt ist, mit der man in Ausnahmesituationen Türen einschlägt; weil die Hoffnung einen durch die Tür nach draußen stoßen sollte, denn wie werden alles brauchen, was wir haben, um den Kurs der Zukunft zu ändern.« (Solnit, 2015: S. 37)

Hoffnung ist eine Waffe in voraussetzungsvollen Zeiten und benötigt den Mut, sie in Handeln zu übersetzen. So wie Hoffnung unsere Zuwendung und ihre konkrete Verwirklichung braucht, brauchen auch Veränderungen die Vergewisserung unserer eigenen Verletzlichkeit und den Mut, uns ihr zuzuwenden.

Genau darin sehe ich auch einen Kern reflexiver Vulnerabilität: die Bereitschaft, sich von der eigenen Verletzlichkeit herausfordern zu lassen, ohne ihr auszuweichen. Nicht, um im Schmerz zu verharren, sondern um aus ihm heraus neue Formen des Denkens, Fühlens und Handelns zu entwickeln – immer in der Bewegung auf die anderen und anderes zu.

Wie ihr sehen werdet, führen euch nun drei Einleitungen in dieses Buch ein. Ich freue mich, wenn ihr eine davon lest. Ich freue mich, wenn ihr alle lest. Vor allem aber freue ich mich, dass ihr hier seid und euch auf diese Reise einlasst.

Einleitung Nr. 1: ein Buch zum Flügel strecken

> »Wie herrlich, dass niemand eine Minute warten braucht, um damit zu beginnen, die Welt langsam zu verändern!«
> *Anne Frank

Dieses Buch bin Ich. Dieses Buch sind auch wir. Es ist wissenschaftlich und wiederum auch nicht (in Gänze). Auf jeden Fall stellt es einen Neubeginn dar.

Dabei handelt dieser Neubeginn von einem Befreiungsschlag: aus alten und zu engen Häuten, aus tradierten Überzeugungen, Zuschreibungen und Denkbewegungen. Durch die vielschichtigen und offenen Dialoge möchte ich mir und euch vorschlagen, vieles anders zu machen. Denn wir leben in einer Zeit der Ohnmacht, der Hoffnungslosigkeit und der Überzeugung, nichts zu der Veränderung, die wir alle brauchen, beitragen zu können.

Diese Einleitung (und ihr werdet nicht das lesen, was hier jetzt noch steht, weil ich es radikal über Bord werfen werde) skizziert sehr gut, wie es mir in den letzten Jahren ging. Hin- und hergerissen zwischen Talenten, die nirgendwo reinpassen, einem wissenschaftlichen Interesse und einer Wissbegierde, aufgerieben zwischen eigener Haltung und der Realität in der Praxis, dem permanenten Gefühl des zu viel, zu laut, zu lebendig Seins, der Suche nach diesem einen Moment des Ankommens in mir, der Profession, einem Büro, einem Zuhause. Und dennoch ist dieses Zuhause nichts mehr als die Gewissheit, dass all die anderen Orte mir nicht entsprechen und ich sie gehen lassen darf.

Dementsprechend werfe ich diese Einleitung über Bord, kürze viele Passagen weg, und was bleibt, ist das, was ich aus tiefstem Herzen mit euch teilen kann und möchte!

Dabei schlagen viele Herzen in meiner Brust und ich darf sie euch exemplarisch anhand der drei Einleitungen vorstellen. Was diese Herzen verbindet sind Fragen. Wiederkehrende Fragen, sich aufdrängende und in Folge wieder verschwindende Fragen. Dabei sind manche Fragen über Jahre geblieben, haben es sich in meinem Wohnzimmer bequem gemacht, all die Bücher über den Esstisch geschüttet und sich jeder einfachen Antwort widersetzt. Diesen Fragen widme ich dieses Buch. Dementsprechend bilden sie den roten Faden, den ich mit beeindruckenden und klugen, einfühlsamen und kritischen Menschen zusammen gefolgt bin.

Einige der Fragen habe ich nachfolgend exemplarisch zusammengetragen, dennoch sind es so viel mehr:

> Wie sind wir Menschen in diese Situation gekommen, bestimmt von Entfemdung, Kontrolle und dem Fetischmismus des Konsums? Wie können wir anders miteinander leben, mit allen Lebewesen, und wie werden wir lebendig(er)? Warum leben wir in einem gesellschaftlichen Kontext der Vernunftzentrierung, der systematischen Abwertung von Gefühlen und der großen Angst vor der eigenen Verletzlichkeit? Wieso richten wir unser Leben daran aus, Grenzen zu ziehen, Mauern zu bauen und uns abzuriegeln? Was passiert, wenn wir das anders machen? Und was braucht es dafür, das es anders wird? Welche Rolle kann Verletzlichkeit spielen, wie können wir einander freudig und zugewandt begegnen? Was, wenn gerade in der Offenheit, die mit der Verletzlichkeit einhergeht, das Fundament für Nähe, Vertrauen und Verbundenheit liegt? Was, wenn Verletzlichkeit nicht das Gegenteil von Stärke ist, sondern die Voraussetzung dafür, überhaupt in Beziehung treten zu können? Was, wenn Verletzlichkeit die Bedingung für Verbundenheit ist?

Darüber hinaus werden Fragen besprochen, die sich auf die Profession der Sozialen Arbeit beziehen. Hier scheint es noch voraussetzungsvoller zu sein, an der Nähe und nicht der bloßen Distanz festzuhalten, sich zu zeigen und im Einklang von Biografie und professionellem Handeln eine zugewandte Haltung zu entwickeln, die all die Facetten professioneller Gefühlsarbeit zulassen. Eine Profession, die weder in der Praxis noch der Theorie von den Gefühlen entfremdet ist.

Anschlussfähig sind diesbezüglich die Gedanken von Emilia Roig, die nicht nur auf die Krise der Entfremdung verweisen, sondern auch skizzieren, wie wir ein Phänomen überwinden können, das der Sozialen Arbeit seit jeher zur Last gelegt wird und welches – zumindest aus der Perspektive der vorliegenden Ausführungen – einer der Gründe dafür ist, warum die eigenen Gefühle in der Profession häufig verteufelt werden und weshalb Distanz das Versprechen bereithält, dem viel zitierten ›Helferkomplex‹ nicht zum Opfer zu fallen:

> »Die eigentliche Krise ist unsere Entfremdung. Wenn wir das Lebendige als beseelt und bewusst erkennen, handeln wir nicht mehr aus einem Retterkomplex heraus – sondern aus Verbundenheit.« (Roig 2025: S. 15)

Dieser Gedanke mag auf den ersten Blick simpel erscheinen. Aus meiner Perspektive ist er jedoch von großer Bedeutung, weil er den Blick auf das Problem grundlegend verschiebt. Die Alternative zum Helferkomplex ist demnach nicht Distanz, sondern Verbundenheit. Nicht das Abrücken von den eigenen Gefühlen schützt davor, andere retten zu wollen, sondern die Einsicht, selbst ein verletzlicher Teil derselben Welt zu sein. Wer aus Verbundenheit handelt, begegnet anderen nicht als Retter*in, sondern als Mitmensch. Vielleicht liegt genau darin eine der zentralen Herausforderungen Sozialer Arbeit: Verletzlichkeit und die mit ihr einhergehenden Gefühle nicht als Gefahr für Professionalität zu begreifen, sondern als Möglichkeit, die eigene Verbundenheit mit anderen Menschen wahrzunehmen und verantwortungsvoll zu gestalten.

Roigs Worten folgend, ist die eigentliche Krise nicht die Verletzlichkeit selbst, wie das Gros der Fachliteratur es nahelegt und wie Verletzlichkeit in der Praxis gemeinhin gedeutet wird (siehe Einleitung drei), sondern die Entfremdung von uns, voneinander und von allem Lebendigen.

Dementsprechend widme ich mich hier auch all den Entfremdungen in meinem eigenen Leben, die ich zunehmend wahrnehme, weiterdenke, kontextualisiere und die ich nun mit den Augen, Herzen und Hirnen vieler inspirierender Menschen betrachten darf.

Soziale Arbeit: meine Leiden-schaft

Seit mehr als zwei Jahrzehnten bin ich nun in der Sozialen Arbeit tätig, in Strafanstalten, Hochschulen, Institutionen, mit Geflüchteten, in Mexiko und Europa, und seit über zehn Jahren lehre ich. Dabei sind im Laufe der Zeit manche Widersprüche immer stärker zutage getreten.

Für mich waren Gefühle und Emotionen immer ein selbstverständlicher Teil professionellen Handelns. Sie waren wichtig und valide, zugleich hielten sie mich wach und dazu an, sie bewusst wahrzunehmen, einzuordnen und zu hinterfragen. Gerade weil sie einen so großen Teil meines Erlebens und Denkens ausmachten, war ich immer wieder dazu aufgefordert, mich mit ihnen auseinanderzusetzen.

Dennoch wusste ich stets, wie es mir gelingen konnte, dass sie nicht unreflektiert bleiben und Beziehungen oder Situationen ohnmächtig bestimmen. Vielmehr verstand ich sie als etwas, das Aufmerksamkeit verlangt: als Hinweise, die wahrgenommen, reflektiert und in Beziehung zu den jeweiligen Situationen gesetzt werden müssen.

Gefühle sind da. Sie sind wichtig und geben uns Aufschluss darüber, was mit und zwischen uns geschieht. Sie gehören zu uns und dürfen ihren Platz haben – in Maßen, und niemals als Selbstzweck im professionellen Kontext. Zugleich dienen sie als Seismograf, wie Daniela Dröscher es in unserem Dialog beschreibt, wenn der Verstand vor vielen Rätseln steht und die Orientierung zu verlieren droht.

Dass diese Gedanken und Prägungen ungewöhnlich, mithin sogar verstörend wirken, habe ich gerade im Rahmen meiner beruflichen Tätigkeiten immer wieder festgestellt.

Später wurde ich Professorin und das Unverständnis mit Bezug zu meiner Haltung und der Art, wie ich Gefühle lebe und in den Beruf integriere, nahm seinen Lauf. Mit Blick auf Kollegen, die die Theorien, mit denen ich arbeite, verunglimpften und als unbrauchbar darstellten, über Kollegen, die den Studierenden eintrichtern, dass Gefühle unprofessionell sind, über Kollegen, die ganz öffentlich ihren Unmut ausbreiteten.

Durch all diese Erfahrungen wuchs der Wunsch in mir, meinen Studierenden zu zeigen, dass Gefühle und die eigene Verletzlichkeit weder ein Makel noch eine Schwäche sind, sondern eine zentrale Voraussetzung für Beziehung, Reflexion und Solidarität. Denn viele Studierende beginnen ihr Studium mit sehr konkreten Erfahrungen und Motivationen. Häufig wurzeln diese in Situationen, die die eigene Verletzlichkeit berührt haben und aus denen das Bewusstsein (oder zumindest das Gefühl) entstanden ist, dass es wichtig ist, andere Menschen zu unterstützen und zu begleiten.

Darüber hinaus sind Gefühle immer schon dialogisch angelegt. Indem ich fühle und in einer bestimmten Weise in die Welt gestellt bin, nehme ich nicht nur wahr, sondern wirke zugleich auf meine Umgebung ein. Gefühle sind niemals bloß etwas, das sich in einem abgeschlossenen Inneren vollzieht. Sie prägen Begegnungen, färben Situationen ein, beeinflussen Beziehungen und hinterlassen Spuren bei anderen Menschen.

Was auf den ersten Blick esoterisch anmuten mag, ist bei genauerem Hinsehen nichts anderes als die konsequente Weiterführung eines neophänomenologischen Verständnisses von Gefühlen[2]. Gefühle ragen immer über uns hinaus. Sie erschöpfen sich nicht in einer privaten Innenwelt, sondern sind Teil der Situationen, in denen wir leben, handeln und anderen begegnen. Gerade darin liegt die grundlegende Kritik Hermann Schmitz'

2 Hierauf gehe ich dezidiert in Einleitung zwei und drei ein

an der Vorstellung, Gefühle seien ausschließlich innere Zustände einzelner Personen. Als Atmosphären besitzen sie eine Räumlichkeit und eine Wirkmächtigkeit, die über das Individuum hinausreichen.

Dabei bilden die gemeinsamen Erfahrungen, die im Zusammenleben mit anderen Menschen entstehen, oftmals auch die Grundlage für das Erleben von Verletzlichkeit. Nicht selten ist genau dies einer der Gründe, warum Menschen in sogenannte soziale Berufe gehen. Es sind die Erfahrungen von Ausgrenzung, Ohnmacht, Ungerechtigkeit, Krankheit, Verlust oder biografischen Brüchen, die den Wunsch nähren, für andere da zu sein. Die eigene Verletzlichkeit ist damit nicht nur Teil der persönlichen Geschichte vieler (angehender) Sozialarbeiter*innen, sondern oftmals auch ein Ausgangspunkt ihrer Berufsmotivation.

Eben diese Studierenden verlassen dann häufig im 6. Semester die Hochschule in der Überzeugung, dass Abgrenzung und Distanz die wahren Parameter der Beziehungsgestaltung sind. Sie haben zwar das vage Gefühl, dass das nicht alles sein kann, aber immerhin haben sie das so gelernt und beobachtet und schließlich zunehmend in ihre Haltung integriert. Die Gefühle werden an den Rand der Wahrnehmung gedrängt. Weggeschoben in den Feierabend oder sogar über diesen hinaus. Denn mit dem Feierabend soll die Abgrenzung schließlich vollends gelungen sein. Etwas mit nach Hause zu nehmen, gilt schnell als Hinweis auf mangelnde Professionalität und scheint um jeden Preis vermieden werden zu müssen. Dass dies den Lebenswelten vieler Sozialarbeiter*innen konträr gegenübersteht, wird mit dem Hinweis auf die mangelnde Professionalität weggewischt. Was nicht sein darf, ist nicht. Gefühle werden nicht gefühlt, sondern verwaltet. Die Folge: sie verschwinden nicht, sie wechseln lediglich ihren Aufenthaltsort und wirken auf der Hinterbühne des Geschehens weiter.

Was ich in den letzten Jahren als Folge daraus beobachten konnte, waren nicht nur orientierungslose Studierende, sondern auch Praktiker*innen, deren Alltag davon geprägt ist, unangenehme, sich aufdrängende und belastende Gefühle wegzuschieben, herunterzuspielen und niederzudrücken: in der Hoffnung, dass sie dort bleiben, wohin wir sie verbannt haben. In der Folge konnte ich unzählige ungute und auch menschenverachtende Situationen beobachten, die, und das liegt an der Machtasymmetrie in der Sozialen Arbeit, zu Ungunsten der sogenannten Klient*innen ausgingen. Dementsprechend ist dies ein Appell, es anders zu machen und einmal tief in sich hineinzuspüren. Den Anfang macht die erste Zu-Mutung, die Lann

Hornscheidt für unseren Dialog formuliert hat und die an dieser Stelle als erste Inspiration dienen soll, die Räume in uns zu erschaffen, die wir brauchen, um es anders zu machen:

> »Verwundbarkeit leben zu können ist also auch ein Privileg. Es kann ein Bedürfnis werden, mit daran zu arbeiten, anderen Menschen Räume zu eröffnen, in denen sie sich ihrer eigenen Verwundbarkeit zuwenden können und erleben dürfen, von einer situativen Gemeinschaft getragen zu sein. Vielleicht wäre das eine schöne Aufgabe für die Soziale Arbeit, solche Handlungs- und Seinsräume eröffnen zu können?«

Einleitung Nr. 2: ein Buch zum Weiterdenken

Wie ich gelernt habe, über Verletzlichkeit und Gefühle nachzudenken

> »People will forget what you said, people will forget what you did, but people will never forget how you made them feel.« *Maya Angelou

Zuallererst möchte ich sagen, was dieses Buch nicht ist: eine ausdifferenzierende Zuwendung zu den Begriffen: Verletzlichkeit, Vulnerabilität und/oder Verletzbarkeit!
Dementsprechend verzichte ich bewusst auf eine strikte Unterscheidung zwischen den Begriffen Verletzlichkeit, Vulnerabilität und Verletzbarkeit und verwende diese Begriffe mit meinen Gesprächspartner*innen weitgehend synonym. Zwar verweisen Denker*innen wie die Philosophin Barbara Schmitz darauf, dass Vulnerabilität im Diskurs häufig negativ konnotiert ist, und schlagen daher eine Differenzierung vor. Verletzlichkeit beschreibt für Barbara Schmitz in diesem Verständnis eher eine individuelle Ebene, die Möglichkeit, verletzt werden zu können, während Verletzbarkeit als anthropologische Grundgegebenheit gefasst wird, als ein grundlegendes In-der-Welt-Sein, so wie es hier ebenso verstanden wird.

Für die vorliegenden Perspektive ist diese Unterscheidung zwar hilfreich, aber nicht abschließend. Die Verletzbarkeit des Menschen als grundlegende Bedingung erkenne ich an. Mein Interesse richtet sich jedoch vor allem auf die Frage, wie wir uns innerhalb dieser Gegebenheit zueinander verhalten.